

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 15

Artikel: Reiseskizzen aus dem zivilisierten Afrika
Autor: Zehnder-Spörri, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reiseskizzen aus dem zivilisierten Afrika.

Von R. Behnder-Spörri, Bern.

Mit sieben Abbildungen nach Photogr. vom Verfasser.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

«Mares Monsieur Mares!» So tönt es und so stehen sie da in dichten Reihen dem Zug entlang, denselben belagernd, die weißen Burnusgestalten, die flehend die Hände zu den Reisenden der Wagen erster und zweiter Klasse hinausstrecken. So rufen sie mit jammervollem Ausdruck, die elenden braunen Gesichter von einem Wagenfenster zum andern lehrend und mit Tigeraugen spähend, wo sich eine Hand hinausstreckt, ihnen ein Almosen zuzuwerfen. Geschieht solches, so sieht man im nächsten Augenblick einen Knäuel von Menschengestalten und weißen Lumpen auf dem Boden sich um das kleine Geldstück raufen und schlagen, bis es einer glücklich in seinem Munde verwahrt hat. Und schon wieder strecken sich zwanzig nackte braune Arme betteln empor: «Mares Madame, Mares!» Plötzlich erfaßt die ganze Schar eine unbeschreibliche Panik. Mit einer Behendigkeit, die man vorher ihrer jammervollen Haltung nicht zugetraut hätte, fliehen sie und im Nu sind alle hinter den unweiteten Büschen und dazwischen erbauten Stroh- und Lehmhütten des schwüngigen Dorfes verschwunden. Die Ursache dieser Wunderwirkung ist ein dicker französischer Gendarm, der plötzlich auf der Bildfläche aufgetaucht ist.

Diese Bettelgespenster wiederholen sich auf fast allen kleineren Stationen zwischen Oran und Algier, wo die Hauptbewohnerung aus landbebauenden Arabern besteht, die größtenteils in Armut leben. So bietet diese Reise ein Gemisch von lebhaften, abwechslungsreichen Auftritten und Bildern, die immer den Fahrenden wieder einladen, sich von Neuem daran zu ergötzen und zu erfreuen.

Schon ist die Nacht mit ihrem alles bedeckenden Dunkel voll eingebrochen. Endlich nach zwölfstündiger Fahrt tritt in der Ferne glänzend und blendend das Lichtmeer durch das Dunkel, das die Stadt Algier bei Nacht von Weitem dem Auge darbietet. Näher und näher braust der Zug. — Wir sind in Algier!

Durch die hell beleuchtete Arkadenstraße trägt uns unser Omnibus im schnellen Tempo in die Stadt hinauf, zu dem fast direkt neben dem französischen Theater auf dem Place de la République in herrlicher belebtester Lage sich befindenden Hotel. Zu müde, um noch zu spazieren, können wir bei unserer Ankunft nicht viel von all dem fassen, was hier am Tage und bei Nacht passiert. Mit Ausnahme der in Weiß gekleideten Gestalten der Eingeborenen, die man überall zwischen Franzosen und Fremden sieht, hat dieser Platz ein vollständig europäisches Aussehen.

Die Neugier und die gespannten Erwartungen lassen uns am andern Morgen früh aufstehen. Von dem eleganten Speisesalon des von schwarzbebrachten Kellnern wimmelnden Hotels, haben wir beim Frühstück eine übersichtliche Rundschau auf den unten liegenden Platz mit den prächtigen dichten Palmen, die im fröhlichen Sonnenschein majestätisch wedelnd sich hin

und her bewegen. Bald stehen wir selbst unten im dichten Gewühl der Menschen, umdrängt von Vertretern aller möglichen Volksstämme und Nationen. Wir wissen nicht, wo anfangen mit bewundern und beschauen, ob bei den üppigen tropischen Pflanzen, Palmen und Bambus, welche die Mitte des Platzes gegen die heißen Sonnenstrahlen schützen, ob bei dem dekorativen Reichtum des prächtigen Theaters und aller der imposanten Gebäude mit den schattigen Bogengängen oder bei dem unter Bäumen und Arkaden, auf Straßen und Plätzen sich abspielenden, immer neu sich ändernden Bilde bunten fremdländischen Lebens. Das Nächste, was uns in unseren Beobachtungen stört, ist eine Schar kleiner arabischer Schuhwischer, welche mit Eifer, ohne lange zu fragen, über unsere glänzenden Schuhe mit Bürste und Lappen hinwegfahren:

«J'cire bien, Monsieur» und dabei schauen ihre schwarzen Augen so treuherzig aus den braunen Gesichtern unter den roten Türkappchen hervor, dabei lachen sie so pfiffig mit ihrem ganzen, oft geradezu hübschen Gesicht, in dem zwischen den roten Lippen zwei Reihen blendend weißer Zähne sich zeigen, daß man trotz ihrer Frechheit herzlich lachen muß und sie schließlich mit einigen Sous vertröstet. Letzteres gelingt uns auch vollständig, unsere Hände werden zum Danke mit Küssen bedeckt, die kleinen Geldstücke vor

Freude in die Luft geworfen und geschickt wieder aufgefangen. Hierauf macht sich die ganze kleine drollige Bande mit ihren Bürstchen, die ihnen zum Verdienst und als Waffe bei ihren Balgereien dienen, in Galopsprüngen davon, schreien und ihre arabischen Gassenhauer singend. So ist das erste Erlebnis für uns in den Straßen der Stadt ein ungemein ergötzliches und ein solch fröhlicher Auftritt mit den kleinen braunen Kerls erscheint uns wie ein herzlicher Willkommengruß von guter Vorbedeutung.

Eine wunderbare Gesamtansicht der Stadt genießt man von dem Boulevard de la République aus, welcher direkt am Quai gelegen ist. Auf der einen Seite der belebte Hafen mit seinen tausend Schiffen. Hinter ihm der lange Damm, an dessen Enden sich klar und deutlich am flimmernden Morgenhimme das klüne Profil des Leuchtturmes mit dem Bollwerk abzeichnet. Dieser Bau ist der einzige unversehrt gebliebene Zeuge von Jahrhunderten langen Kämpfen. Als er im Anfang des 16. Jahrhunderts die erste europäische Flotte hat vor Anker gehen sehen, hat er sich wohl kaum träumen lassen, daß einst, nach kaum 300 Jahren die fremden Eindringlinge ungestraft auf den Straßen und Plätzen Algiers lustwandeln dürften. Aber damals, als die Spanier nach fast 900 Jahren langem Kampf endlich aus ihrem eigenen Lande die Mauren gänzlich vertrieben hatten, als sie darauf selbst gegen das Mutterland derselben einen energischen Vorstoß machten, Oran, Algier und andere Küstenstädte in ihren Besitz brachten, vermochten sie doch



Der Handelshafen in Algier.



Algier. Boulevard de la République.

nicht, bleibend ihre Macht über das neu eroberte Gebiet geltend zu machen. Die Mauren rissen sich wieder von ihnen los und in einer endlosen Reihe von Mezzelein und Greuelthaten zogen sich Jahrhunderte dahin, wo Algier beständig der Schauplatz und Mittelpunkt von blutigen Kämpfen und Krieg war. Als Sitz einer Piratenbande, welche weit über das Mittelmeer und seine angrenzenden Küsten hinaus Schrecken und Furcht verbreiteten, wurde es von den meisten europäischen Staaten und sogar von Amerika aus zu wiederholten Malen bekämpft. Aber erst am Anfang unseres Jahrhunderts übte die Nemesis ihr vergeltendes Recht aus. Im Frühjahr 1830 zwangen die Franzosen mit einem Heer von 30,000 Mann nach kurzem, hartem und energischem Kampf Algier zur bleibenden Anerkennung ihrer Botherrschaft und pflanzten die weiße Fahne der Bourbonen auf. Von dem segensreichen Einfluß, welchen französischer Charakter und französischer Geist auf dieses Land ausgeübt hat, legen die vielen monumentalen Gebäude der eigentlichen europäischen Stadt bereites Zeugnis ab.

Auf der linken Seite des Boulevard de la République wölben sich in hohem Bogen die Vorhallen der prächtigen Banken, Hotels und Magazine und im Hintergrunde, diese überragend, reihen sich im höher gelegenen arabischen Quartier Dächer an Dächer, ein blühendes weißes Häusermeer, daß man so recht zum Bewußtsein kommt, auf einem fremden, auf einem orientalischen Fleck Erde sich zu befinden. Algier «la blanche», sie bietet dem Auge von dieser Stelle aus ein reizendes Bild, ein unbeschreibliches, ein großartiges Panorama. Diese Stadt ist die Kapitale der französischen Besitzungen im Norden von Afrika, sie ist Sitz der allgemeinen Regierung, einer Prefektur und des 19. Armeekorps, sowie der hauptsächlichsten Militär- und Zivilbehörden, ebenso einer Militärakademie und eines Lycee. Vom politischen und administrativen Standpunkte aus steht Algier auf gleicher Höhe, wie die bedeutendsten Städte Frankreichs. Algier ist jetzt noch streng geteilt in zwei Halbstädte, welche jedoch im Laufe der kommenden Jahrhunderte sich zum großen Nachteil ihrer Originalität und malerischen Anziehungskraft vereinigen werden. Während die untere europäische Stadt zwar noch sehr viele spezifisch arabische und maurische Quartiere aufweist, findet man im eigentlichen Hauptort der arabischen Bevölkerung in der

obern Stadt noch vollständig unvermischt den orientalischen Typus herrschend und regierend. Der Hafen, sowie die ganze Stadt sind stark befestigt und verteidigt durch mannigfache Forts, in welchen immer eine starke militärische Besatzung, namentlich das Zuavenkorps, auf Picket steht.

In der unteren Stadt befinden sich nur noch zwei große Moscheen, die nahe bei einander gelegen und rings umgeben sind von maurischen Kaffeehäusern. Wir sind bei der größeren derselben angelangt, sie heißt Djama Lebiri. Es ist dies ein wahrer Prachtbau in halb maurischem, halb italienischem Stil und wird, wie alle Moscheen, von außen durch Kuppel und Minaret gekennzeichnet. Als Fassade hat die große Moschee einen Porticus von vierzehn farbenreichen gezähnten Spitzbögen, welche auf schlanken Säulen mit niedlichem Kapitäl ruhen. In der Mitte der imposanten Säulenalle sprudelt ein Brunnen und gießt sein klares Wasser in zwei tadellos reine Marmorbecken. Ein alter gebückter Muselman mit verborntem Gesicht und weitem langem Laral versieht die Portierstelle und erlaubt uns durch Gebärden und Gesten den Eintritt gegen ein gern angenommenes Trinkgeld. Wir treten ein durch eine dunkle niedrige Thüre und gelangen in den Vorhof, der vor

70 Jahren noch von keinem Ungläubigen betreten werden durfte, ohne daß Letzterem der Tod unwiderruflich sicher war. Damals, dem Christen ein unbekanntes Land, ist es heute einem jeden erlaubt, sich die mohamedanischen Moscheen im Innern anzusehen. Im Hof stoßen wir auf eine Schar weißbartiger Kreise, welche in würdiger Haltung in einer Nische sitzen und eine interessante lebendige Staffage bilden zu dem fremdartigen architektonischen Grundmotiv des ganzen Bildes. Dieses wird noch in seiner Lebendigkeit erhöht durch die vielen Gruppen von Veteranen, die wir nun durch die Säulengänge der Moschee hindurch im innern Patio erblicken. Einige liegen am Boden, denselben küsselfend und mit der Stirn berührend, andere knien, die Arme ehrfurchtsvoll über der Brust gekreuzt, das Antlitz gen Osten gewandt, einige waschen sich an dem frischen Quellwasser sorgfältig, Hände und Füße zum Anfang oder Schlusse ihrer Andacht. So herrscht hier in den stillen weiten feierlichen Hallen ein geräuschlos, reges, ununterbrochenes Leben der kommenden und gehenden Gläubigen. Es ist eine dunt gemischte Gesellschaft von bartigen Mauren, wollhaarigen Negern, ärmlichen kabylischen Tagelöhnern und reich gekleideten arabischen Häuptlingen, mitunter prächtigen Gestalten, denen



Algier. Théâtre français.

man den Adel in Haltung, Blick und Bewegungen auf den ersten Moment ansieht, — aber keine Veterinen, denn für die Frauen sind die Moscheen nicht gebaut. Aber dieses Leben spielt sich in einer Geräuschlosigkeit ab, die verblüffend wirkt, denn alle diese Muselmänner gehen nackten Fußes auf den dichten wollenen Teppichen und warmen Matten, die jegliches Geräusch von auftretenden Menschen vernichten.

So sind wir im Begriff, dem Beispiel der Gläubigen zu folgen. Wir wollen uns unserer Schuhe pflichtgetreu entledigen, als man uns zwei Paar reichgestickte Pantoffeln von unheimlicher Größe anbietet. Wenn wir diese anziehen, so dürfen wir unsere Schuhe an behalten. Wir sind froh darüber und schlüpfen mit der hier gebotenen majestätischen Ruhe und Langsamkeit in jeglicher Bewegung in die Schlarpen. Auf diese Weise vorbereitet und ausgerüstet beginnen wir unsere Entdeckungsreise in dem heiligen Raum der Moschee. Diese hat fünf Hauptäische und ein Querschiff. Die Decke ruht auf Säulen mit arabischen Spitzbögen. Der Fuß der Säule ist gleich dem Boden mit Palmimatten bekleidet. Von der Decke des Mittelschiffes herab hängen einige Leuchter. Sonst ist die Moschee ohne Bilder und ohne Schmuck. Nur an einigen Stellen sind die nackten weißen Wände mit Koranversen bemalt. Stühle und Bänke gibt es hier ebenso wenig wie in den arabischen Wohnungen. Nur hier und da eine Nische unterbricht die Gleichtheit der Bauart und in der Mitte steht eine Art Kanzel, von wo aus die öffentlichen Gebete gesprochen werden. Fenster nach außen hat die Moschee keine. Dagegen mündet sie ringsum in den Patio. Dieser stellt einen echt orientalischen niedlichen Ruheplatz mit schönen weißen Umfassungsmauern dar. Der Marmorboden ist nur an einigen Stellen durchbrochen von einer Gruppe Feigenbäume, welche Schatten und Kühlung spendend ihr grünes Blätterdach gegen den wolkenlosen, tiefblauen Himmel recken. Vor ihnen steht der Marmorbrunnen in einem Miniaturpalast. Alles das im Verein mit den fremdartigen weißen Gestalten wirkt so betäubend und tief auf uns, daß wir gar nicht mehr auf unsere großen Pantoffeln achtgeben. Auf einmal bemerke ich zu meinem nicht geringen Schrecken, daß meine Frau nur noch im Besitz des einen ist. Sie muß den andern bei der Wanderung durch die Moschee verloren haben. Aber, wie uns verbergen in dem belebten Raum, daß uns niemand sieht, wie wir harmlose Menschen so ganz gegen unsern Willen eine Heiligung verüben, indem wir mit unbantoffeltem Fuß den geweihten Boden entheiligen. Schon fühlen wir uns in Gedanken von einigen Dutzend kräftigen mohamedanischen Gläubigen-Häufsten gepackt und unter Nachsendung aller muselmännischen Segenswünsche zum Tempel hinaus geworfen, als ich in meiner Todesangst endlich wieder den ungetreuen Verlorenen finde. Nun schlüpft meine Frau in aller Eile recht tief hinein, um ihn nicht mehr zu verlieren. Nachdem wir noch im äußern Patio das Gemach gesehen, wo der Kadi seine Gerichtsbarkeiten abhält, verlassen wir diesen interessanten Ort, um noch einen Besuch der zweiten Moschee Djama Djedid abzustatten. Diese ist in ihrer Bauart sehr ähnlich der Erstern, nur weniger groß und mit dem Brunnen in der Mitte des Schiffes.

Einen richtigen Begriff von dem internationalen Leben von Algier erhalten wir aber erst auf dem zentralen Verkehrspunkt dieser Stadt, dem Place du Gouvernement. Nicht nur die Verschiedenheit in architektonischer Beziehung; hauptsächlich die Verschiedenheit der Volksstämme und Rassen ist es, die uns frappt. Auf den ersten Blick gewahren wir, daß sich hier auf diesem kleinen Fleck Erde Europa, Afrika, der Orient und Occident die Hand reichen, südländisches und nordisches Leben ist hier bunt durcheinander gewürfelt. Wir sehen Mauren, Franzosen, Türken, Spanier, Juden, Araber, Griechen, Säbyleen, Italiener, Mosabithen, Neger, Deutsche und Engländer und

alle diese sind ebenso verschieden in Hautfarbe, Sprache, Typus, wie in Kleidung, ja in jeglicher Bewegung.

Die afrikanische Haupttracht für die Männer sind die türkische und arabische. Erstere besteht aus dem weißen Turban, den weiten, bis ans Knie reichenden Beinkleidern, einem anschließenden verchnürtem Rock mit Silber- und Goldstickereien und einer bunten Schärpe. Die Waden sind nackt, die Füße mit einer Art Pantoffeln, den „Babushen“ bekleidet. Lehnlisch, aber toter, meist dunkel, ist die Kleidung der Juden. Die reichen Mauren schlagen um ihre Schultern in malerischen Faltenwürfen den weißen oder auch oft schwarzen Burnus von seinem kostbaren Tuch. Die arabische Tracht besteht im wesentlichen aus dem Haik, einem weißen, den ganzen Körper umhüllenden Wollhemd, über das ebenfalls der Burnus getragen wird, der hier ein weißer Mantel mit Kapuze ist. Den Kopf tragen sie bedeckt mit weißem Tuch, das mit Kameelhaaren umschlungen ist. Bei der denkbar größten Hitze wird diese schwere drückende Kopfbedeckung beibehalten. Die Araber sind auf dieselbe angewiesen, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen, da sie ihren Schädel stets glatt rasierten. In der Kleidung sehen wir natürlich die vielfachsten Modifikationen und Vermischungen, je nach Alter, Stand und Abstammung. Reichere Araber tragen auch dunkelgelbe Stiefel, über welche die roten oder blauen Pumphosen beim Knie schwier herabfallen. Die primitivere Tracht der ärmeren Araber ist auch die der Neger und Mulatten, welche wir hier in Massen antreffen, nur daß diese den Turban vertauscht haben mit dem roten Fez, ebenso machen es die Mosabithen.

Es gibt nichts Grundverschiedeneres als die Kleidung einer europäischen Dame und einer Araberin. Letztere, welche so wie so ein sehr zurückgezogenes Leben führt, zeigt sich nur selten in den Straßen. Auch hier darf sie nie anders als mit vollständig verhülltem Gesicht erscheinen. Der Haik legt sich über Kopf, Gesicht, Schulter und Brust und läßt die unter ihm sich befindliche Kleidung kaum durchscheinen. So plump und schwerfällig die Araberin in ihrem unförmlichen Straßekostüm erscheint, so malerisch und reizend nimmt sie sich zu Hause aus, wo der verhüllende, weiße Überwurf abgelegt ist und die reiche, vielfarbige, elegante Kleidung mit den schweren Gold- und Silberstickereien zur vollen Geltung kommt. Sie besteht im allgemeinen aus einem kurzen, farbigen, reichgestickten Säckchen, welches sich um das feine, vorn offene Hemd legt. Auf die freie Brust herab hängen Perlen und Korallenketten. Der Kopf ist bedeckt von einem runden, goldgestickten Käppchen, ähnlich den Cerevismüken der deutschen Studenten, unter dem die blau-schwarzen Haare offen über Nacken und Schultern hinabfallen. Die weiten baufschigen Beinkleider, welche dicht über dem mit Goldkreisen besetzten Knödel geschlossen sind und den Fuß mit den zierlichen Schuhen hervorlassen, vervollständigen die Kleidung, welche etwas ungemein Anmutiges und Graziöses hat.

Araber und Mauren unterscheiden wir leicht von einander an Farben und Gesichtszügen. Während den ersten aus braunen Gesichtern leidenschaftliche, wilde, oft unheimlich tückische Augen sprühen, sind die Hauptzüge im blassen Gesicht der Mauren Ruhe, Sanftmut, Noblesse; ihre vornehme Haltung und die langsam, gemessenen Bewegungen heben sich sehr wohlthuend und vorteilhaft von dem wilden und hastigen Gebrädenpiel der schreienden und lärmenden Araber ab. Der ganze Platz wimmelt von diesen Menschen. Auf den zahlreichen Bänken unter den schattigen Bäumen sitzen dichte Gruppen von eifrig einander ankreischenden und umeinander fuchtelnden mit Lumpen bekleideten Arabern und häßlichen Negern, welche grinsend in den gutturalen Lauten ihrer rauhen Sprache eine lebhafte Unterhaltung führen. Und zwischen hindurch sieht man den katholischen Priester am rot uniformierten Zuaven, einen graubärtigen Marabout an der vornehmsten, schlanken



Maurische Frauen und Mädchen im Straßenkostüm.

Französin oder Spanierin, die Nonne an der tief verschleierten und verhüllten Maurin vorüberspazieren. Jeden Augenblick wechselt die neu anregende Szene, während über dem ganzen Platz das dumpfe Summen eines Mischmasches von hundert verschiedenen, verworrenen Sprachen, ähnlich dem Summen eines Bienen Schwarmes hörbar ist.

In der Mitte des Place du Gouvernement erhebt sich hoch über das geräuschvolle Menschen gewühl die Reiterstatue des «Duc d'Orléans», eine wahrhaft künstlerische Schöpfung. Die dunkelbraune Bronzefarbe hebt sich wunderbar ab von dem in der Sonne glänzenden reinen Weiß der ziemlich dicht dahinter mit Kuppel und Minaret gen Himmel strebenden Djama Djedid. Wir gehen weiter, unter den schattigen Bäumen vor dem Hôtel de la Régence unbehörlich angerufen von den eingeborenen Blumen- und Früchteverkäufern und müssen immer von neuem an schwirrende kleine Schuhwichser verscheuchen, damit sie unsere Füße in Ruhe lassen. Da kommen wieder drei dicht verschleierte arabische Frauen uns entgegen. Von ihrem peinlich verhüllten Gesicht sieht man nur die Augen, welche durch den Schlitz ihres bläulich-weißen Leberwurzes nur undeutlich zu erkennen sind. Das Fremdartige dieser Erscheinungen reizt meine Photographielust. Schnell will ich sie mit meinem Handapparat aufnehmen. Aber schon haben es die Frauen bemerkt und mit erschrockenem Kreischen stieben sie aus einander und verbergen sich ängstlich im dichten Volksgewühl. Auf meine erstaunte Frage vernehme ich, daß der Koran es ihnen verbietet, sich photographieren zu lassen und daß eine Photograpie der betreffenden Person den unabwendbaren Tod innerhalb eines Jahres einbringt.

Die Hauptstraße Bab Alzoum (Brunnenthor) mit ihrem Leben und Treiben, den wundervollen Magazinen, den prächtigen Gebäuden schildern zu wollen, wäre vergebliche Mühe. Man

kann sie nur vergleichen mit der Rue de Rivoli in Paris oder mit der Cannabière in Marseille; nur ist hier das Menschenmaterial viel bunter und mannigfaltiger zusammengewürfelt. Unter hohen, weit gespannten Arkaden wogt ein Verkehr, welcher zeigt, daß diese Straße gleichsam die Hauptader des Ganzen vom Place du Gouvernement, dem Herzen, ausströmenden Lebens ist. Nachdem wir bei einem gelbbraunen Verkäufer noch schnell einige arabische und maurische Sachen erhandelt haben, kehren wir in unser Hotel zurück, den Besuch der obern, spezifisch arabischen Stadt auf den folgenden Tag ver- sparend.

Ganz in der Nähe der Rampe valée öffnet sich, eine lange, gelbe Mauer mit eigenartigen orientalischen Verzierungen durchbrechend, ein kleines niedriges Portal, eingehrahmt von vielfarbigem Fayence. Es führt zu einer heiligen Moschee, welche das Grab eines berühmten Marabuts einschließt, des Sidi Abd-El-Rhaman-el-Tsaaebi, dessen Namen die Moschee noch trägt. Hierher kommen zur Wallfahrt unaufhörlich die Gläubigen des Islam und von der frühesten Morgenröte bis zum Abenddunkel hört man hier die verworrenen Töne fremdartiger dumpfer Gebete. Ein ganzes Volk von Bettlern und Blinden belagert, hockend in der heißen Sonnenhitze, die Eingangspforte. Hier hält unser Kutscher, heißt uns aussteigen und das Innere des Tempels besichtigen. Im Moment strecken sich gleich einem Stoß nach vorn die Hände der sehenden und blinden Bettler uns entgegen, ein Almosen ersehend. Die

zerlumpten Kinder eilen an uns heran: «Donne un sou, Monsieur!» So tönen die immer gleichen, die einzigen ihnen bekannten französischen Worte von ihren Lippen. Die schwarzen Hände heben sich bittend empor. Man kann ihnen nicht widerstreben und darf es nicht thun, will man sich den Weg bis ins Innere der Moschee erkaufen. Den Jubel und Lärm kann man sich nicht vorstellen, den wir mit einer Hand voll Kupfermünzen unter der Schar hervorufen. Jetzt durchschreiten wir die Thüre, voran der des Ortes kundige Führer und steigen eine Treppe hinab. Diese ist ebenfalls auf beiden Seiten mit Jammergestalten und Krüppeln besetzt. Aber je tiefer hinunter, je näher der eigentlichen Moschee wir kommen, desto stiller, ernster, feierlicher wird die ganze Gesellschaft. Zu unterst ist kaum mehr ein Flüstern vernehmbar, nur an den sich bewegenden Lippen ersehen wir, daß gebetet und gebettelt wird. Wir sind am Eingang der Kapelle angelangt und werfen neugierig den ersten Blick hinein. Unser Erstaunen, unsere Überraschung ist unbeschreiblich. Keine fahlen Wände sehen wir da, sondern reich mit Gold und Silber ist das Innere ausgedekorirt und auf dem Sarkophag kniende weiße Frauen- und Männergestalten und über allem schwebt das eigenartige helle Dämmerlicht. Es gibt dem ganzen Bilde einen feierlichen, ernsten, fast idealen Ton. Aber es scheint, daß dieser Anblick zu schön ist. Im nächsten Augenblick wird von unsichtbarer Hand vor unserer Nase die Thüre geschlossen. Darauf tritt uns ein blinder Priester in eifriger Entrüstung entgegen: «Il est défendu aujourd'hui, il est défendu!» Jede einzelne Silbe wird langsam abgebrochen hervorgestoßen, als käme die Stimme aus einem Grabe, aus dem für Augenblicke wieder auferstandenen Leichnam eines zur ewigen Unruhe verdamten Ungläubigen. Dieser grelle Kontrast von lieblicher Poetie und dumpfer Schauerlichkeit mutet uns an wie eine Episode aus einem Märchen von „Tausend und einer Nacht“.

Wir begreifen schnell die Unmöglichkeit des Eindringens in diesen Ort, in welchen uns nur ein lieblicher Einblick vergönnt war und klimmen die eben heruntergestiegene Treppe wieder hinauf. Der Kutscher vertröstete uns: «Je vous en ferai voir une autre» und in wenigen Minuten liegt der Schauplatz des eben Erlebten hinter uns.

Wir fahren weiter, höher den Berg hinan, dem arabischen Quartier entgegen. Am Straßenrand sitzt im weißen Burnus ein Mann. Vor ihm am Boden ein anderer Burnusbruder. Dieser hält seinem Gefährten den Kopf zwischen die Knie und dreht denselben mechanisch, je nach dem sanften Händedruck des Ersteren. Dieser ist ein arabischer Coiffeur und rasiert seinem Glaubensbruder nicht etwa den Bart, sondern den Schädel. In seiner eifriger Arbeit läßt er sich durch nichts stören, weder durch die stechende Sonne, noch durch unsere neugierigen Blicke.

Bald werden wir wieder ernster gestimmt. Unter dichten hohen Bäumen fahren wir langsam über eine Brücke. Viele weiße Frauengestalten kommen und gehen des Weges. Der Ort, an dem wir uns im nächsten Moment befinden, ist der arabische Kirchhof. Es glänzt die Sonne auf denselben herunter; ungehindert bricht sie durch die breite Lücke, welche die Bäume hier lassen und zwischen dem blauen Himmel weit oben und dem noch blaueren Meer tief unten liegt dieser Platz da als ein greller blendender weißer Fleck; stiller Frieden, ungestörte



Ruhe, Feierlichkeit herrscht überall. Und weiter noch, als alle die gleichgeformten, teils von quadratisch geformten Häuschen überdeckten Gräber, sind die trauernden Gestalten, die betend, weinend ihre Toten verehren. Rechts oben, einige Schritte vor uns, sehen wir einen Leichnam aufgebahrt hoch über dem Grab, in das er, nach Aussage des Kutschers, nachts zur ewigen Ruhe hingelegt werden soll, von seinen Verwandten, die mehrere Tage lang aus Trauer weder Speise noch Trank zu sich nehmen.

Immer fremder, unheimlicher wird die Gegend. Jetzt sind wir auf dem Boulevard de la victoire. Rechts oben türmt sich die Kasbah, die alte Burg der Mauren hoch ins Himmelblau hinauf mit ihrem verfallenen Gemäuer. Links und direkt vor uns ist das arabische Quartier. Der Kutscher übergibt Ross und Wagen der zweifelhaften Obhut eines der in der Nähe herumspazierenden Mohrenknaben. Unter der Leitung unseres Führers begeben wir uns hinein in den Wirral von engen, dunklen Gäßchen. Gleich beim ersten Eintritt in dieselben rennt uns eine Herde Esel entgegen, welche von einem kleinen, ebenfalls auf gleichem Tiere reitenden braunhäutigen Knaben angetrieben wird. Er ist so klein, daß er gewiß noch kaum gehen kann, aber auf dem Esel sitzt er wie angegoßnen. Er brüllt mit seiner Löwenstimme und schlägt dabei auf seine Schutzbefohlenen mit der Gerte aus voller Kraft los, daß die Esel uns vor Schreck fast überrennen.

Wir drücken uns fügsam an die Häuser, um die trabenden Tiere vorüber zu lassen. Nun steigen wir hinunter in die engen Gäßchen, bald über steiniges, holpriges Pflaster, bald auf tief ausgelaufenen, steinigen Treppen. Das ganze Quartier ist ein Labyrinth von finstern, engen, windflügigen, nach allen Richtungen laufenden, sich kreuzenden und abzweigenden, verschlungenen, nie eine Minute gerade ausgehenden Sträßchen. Die breiteste ist die Rue de la Kasbah und die engsten sind

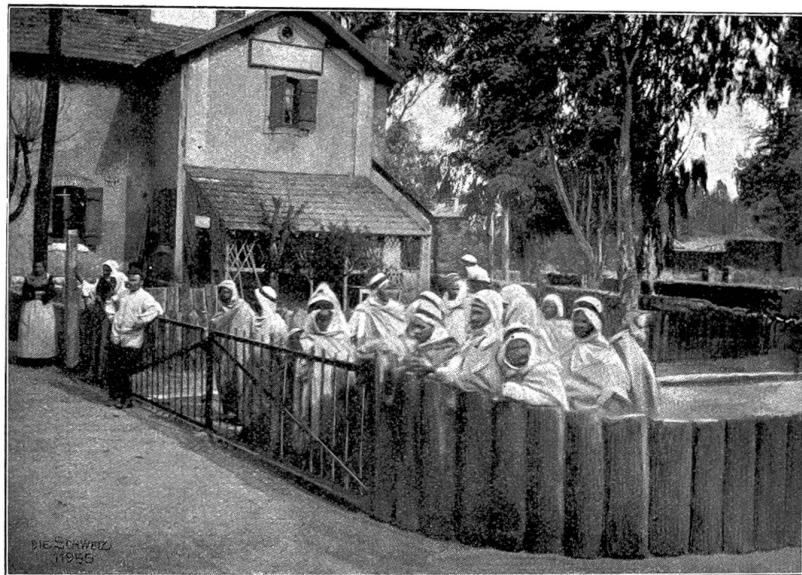
die Rue du diable und Sidi Abdallah. Die Häuser springen oben vom Boden des ersten Stockwerkes an nach außen vor und werden dort durch hölzerne, weiß angestrichene Stäbe gestützt. So stoßen die oberen Stockwerke beinahe zusammen und zwischen den sich oft berührenden Dächern sieht man hie und da das tiefste Blau des orientalischen Himmels hindurchschimmern, dessen grelle Sonnenstrahlen und unausstehliche Hitze niemals herunterdringen in die Dunkelheit und schattige Kühlung dieser den Klimaverhältnissen angepaßten Bauart. Wir befinden uns im Herzen der oberen, der alten, indischen Stadt, die den eigentlichen Anziehungspunkt für den Fremden bildet, da hier Algier noch den maurischen Typus in seiner ganzen Echtheit bewahrt hat, hier in diesen Häusern ohne Fenster, die höchstens eine kleine Lücke oben nach der Straße hin haben und die sich oft über derselben zu niedrigen Gewölben vereinigen. Oft meint man direkt in einem unterirdischen Gang sich verirrt zu haben. Ohne Unterlaß schlendern wir in diesen Straßen und Gäßchen herum, wir kommen nie an den gleichen Punkt zurück. Jetzt sind wir an einem toten, stillen, dunklen Orte, wo kein Ton vernehmbar ist, als der Wiederhall unserer klappernden Schritte oder das hastige Zuschlagen und Versiegeln einer schweren Haustür, wo man bei unserm Herannähern das Innere unsern neugierigen Blicken verbergen will. Plötzlich hören wir durch die fast peinliche Stille hindurch dumpfes vorworfenes Tam-Tam schlagen, begleitet von undeutlichen näselnden Gesangstonen aus dem tiefsten Innern eines Hauses.

Unser Führer belehrt uns, daß hier eine Hochzeit oder Taufe, oder irgend ein ähnliches Familienfest gefeiert werde. Einige Minuten nachher streichen wir in dunklem, überwölbttem Gang an weißen Gestalten vorbei, die wir kaum sehen, deren Kleider wir aber beim Vorbeigehen berühren. Hier sind wir nun gezwungen, einer hinter dem Andern zu marschieren, da die Häuser so nahe aneinander herantreten, daß wir zu zweien nicht Platz finden. Eine Treppe hinauf, unter einem hochgehenden Bogen hindurch und wir stehen in einer belebteren Straße. Wir atmen auf, denn trotz der kundigen Führung unseres Kutschers, der Land und Leute ziemlich genau kennt, wirken doch diese Todesstille und die schlürfenden Schritte der einsamen unheimlichen, an uns vorüberschleichenden Gestalten etwas drückend auf uns.

Jetzt schreiten wir die etwa zwei Meter breite Straße hinunter, in der reges Leben und Treiben herrscht. Die meisten Frauen, die wir antreffen, sind verhüllt. Andere, zweifelhafte, wie uns der Kutscher zu verstehen gibt, schlendern, ganz entgegen der strengen Vorschrift des Koran, ohne den schützenden Schleier über Gesicht und Kleidung in den Gassen herum und wir haben Gelegenheit, den farbigen Reichtum der orientalischen Frauentracht zu bewundern. Ein mannigfaltiges Publikum

bewegt sich hin und her, majestätisch schreitende Araber, leichtfüßige, halbnackte Negerinnen, schwarze, braune und gelbe halbwüchsige Burschen mit dem roten Tez am Hinterkopf, dann wieder zerlumpte Mauren und stämmige tiefschwarze Mohren in braungestreiften Säcken. In höhlenähnlichen Nischen an den Häusern sitzen Früchteverkäufer, andere handeln mit Körben, Gelehrten und Schuhwerk. Auch in die Kaffeehäuser ist uns der Einblick vergönnt; doch hineinzutreten gelüstet uns nicht, trotzdem wir in einem solchen eine tingel-tangel-artige Vorstellung

bemerken. Am Boden kauernd schlägt ein Mann auf den drei Saiten eines mandolinenartigen Instrumentes mit den knochigen massiven Fingern herum und entlockt diesem Apparat einen unaufhörlichen Schwall der gräßlichsten Schauertöne. Der schwarze wollhaarige Musikkünstler wiederholt immer denselben Tonfall und wiegt mit dem Kopf dazu den Takt. Wie er uns erblickt, fängt er sogar noch an zu singen, indem er uns freundlich zuginst. Er will uns offenbar einladen, einzutreten, seinem Gefang und Spiel zu lauschen. Die vereinzelten Barthaare an seinem zurückstehenden Kinn zittern ängstlich hin und her bei seinem mächtigen Gesicht. Dazu das unruhige Weinen seiner rollenden und doch gutmütigen Augen, die von der Anstrengung und dem Schweiß glänzend schwarze Haut, die überreifigen Kopfbewegungen und die entsetzliche Melodie wirken auf uns halb betäubend und verwirrend, sodaß wir am Schlusse der Vorstellung gleich den andern Kaffee kneipenden und aus den langen Pfeifen schmauchenden, maurischen Zuhörern unwillkürlich mitklatschen und dem Produzenten eine Belohnung zuwerfen, was wieder das freundlichste Grinsen, das wir je gesehen haben auf seinem breiten Gesicht mit der zusammengezückten Nase hervorruft. Weiter wandern wir. Noch ein letztes Wagesstück will ich unternehmen, ich will hier photographieren. Der Führer warnt mich davor, er rät es mir ab. Ich aber kann der Versuchung nicht widerstehen, einige von den interessanten Szenen festzubannen auf der Platte, um sie als stete Erinnerung mitzunehmen. Nur äußerste Vorsicht ist geboten.



Station Bou-Saâda in der Nähe Algiers.

Da.... einige eifrig plaudernde Frauen, dazu in einem ziemlich breiten, verhältnismäßig hellen Gäßchen, ich will — — aber nein, schon sind alle wie der Blitz in den dunklen Räumen der tief hineinführenden Hausthüre verschwunden. Hier ein anderes interessantes Bild. Ein ehrwürdiger Greis in einer Mauerhische, die Knie hoch an seinen weißen Bart hinaufgezogen, den Kopf zurückgelehnt. Er lauget mit vergnügtem Gesicht dem eifrig Geplauder eines am Boden spielenden braunen Bürschchens, dem als einziges Kleidungsstück eine rote Mütze tief im Nacken sitzt. Möglicht unauffällig hebe ich meinen kleinen, unscheinbaren Apparat empor. Aber ein Geckes und die abwehrende, flehende Geberde des Greises, der in furchtbarer Angst von der hohen Bank herunterklettert und schützend sein armes Kleid über den erstaunten dreinöckenden Knaben breitet, um ihn zu schützen vor dem Tod bringenden Akte, lassen mich wieder nicht abdrücken. Noch vorsichtiger heißt's zu Werke gehen. — — Im nächsten Moment habe ich abgedrückt, zwei vermuunte Frauengestalten sind eben aus einer Hausthüre getreten und die zur Straße führende, schmale, steile Treppe heruntergestiegen. Aber ein Neger hat uns beobachtet und tritt mit drohender Geberde vor uns hin, indem er beide Fäuste ballt, sodaß unser Führer für gut findet, mit einigen besänftigenden arabischen Worten und einem noch mehr besänftigenden Geldstück denselben abzufinden. Doch für heute scheint es uns geratener, den Rückzug anzutreten aus dem Quartier der weißen Burnusgestalten, wo das Auge keinen Europäer, keinen Zivilisierten erspähen kann, wo nur der Muselmann, der Neger und ein etwa verirrter Jude ihr Wesen treiben.



Algier. Place du Gouvernement.

Wir atmeten freier auf, als wir wieder in unserer Kutsche weiterfahren konnten. Oben bei der Kaserne treten wir am finster ausschenden Zuaven vorbei, durch ein Thor hinaus auf einen freien Platz, der von einer Mauer umzogen ist. Wie soll ich diesen Anblick, dieses nicht zu beschreibende Schauspiel beschreiben! In welchen Farben soll ich das malen, was sich unserem Auge hier darbietet! Dort das brandende Meer, weit, weit hinten sich vereinigend, überfließend in das blaue Firmament des südlichen, unvergleichlichen Himmels; hier direkt zu unseren Füßen eine Stadt, über deren Dächer und Häuser der gleiche Pinsel das gleiche Weiß gestrichen zu haben scheint, das grell blendend von der Sonne beleuchtet ist; links die alte hehre Kasbah und rechts in weiter Ferne die grünen schattigen Bäume, welche eine wohlthiende Harmonie in diese fast zu lebhaften blauen und weißen Farbentöne bringen. Über alles streicht eine würzige Brise vom Meer herauf, kühnend, duftig von dem herrlichen Geruch der blauen Trauben eines vor uns sich an der Mauer emporwindenden Jasminstrauches und wir freuen uns über die unaussprechliche Poësie des unvergleichlichen Panoramas, in dem wir das Großartigste und Schönste finden, was wir je mit unseren Blicken geschaut haben. Lange, lange stehen wir wie festgebannt, betrachtend, bewundernd, wir wollen es uns tief in die Seele einprägen, dieses Bild da vor uns und um uns, damit es in alle Zeiten fortlebe in unserem innern, geistigen Auge und uns die Erinnerung verschönre an dieses Land der Muselmänner und orientalischen Märchen, an das Land von „Tausend und eine Nacht“.

Unveröffentlichte Übersetzungen Heinrich Leutholds.*

Byron. (Aus „Childe Harold's Pilgrimage“).

I. Rom.

Rom, Stadt der Seelen! von gestorbnen Reichen
Verlaßne Mutter! Allen, welche trauern,
All den Verwaisten pflegst du Trost zu reichen;
Hier kann des Menschen kleiner Schmerz nicht dauern —
Hört diese Eulen! hört die Winde schauern
Durch die Cypressen, das verhaltene Wimmern
Um Thron und Tempelschutt und Marmormauern!
Wie kann noch um sein Eintagsleid sich kümmern
Der Mensch, wenn er hier steht vor einer Stadt in Trümmern!

Du Völkerniobel So hielst du aus
Thron-, kinderlos, in stetem Gramempfinden,
In welker Hand die Urne noch, daraus
Der heilige Staub entflohen mit den Winden;
Die Asche Scipios, wer will sie finden?
Leer sind die Gräber, drauf sich Trümmer häufen;
Wie lang noch magst du dich, o Tiber! winden
An diesen Säulen hin und Marmorknäufen?
Stau' auf die gelbe Flut, dies Elend zu versäufen! —

So machten Gothe, Christ, Zeit, Krieg, Flut, Brand
Die Siebenhügelstadt des Stolzes baar,
Bis Stern um Stern, Ruhm, Pracht und Größe schwand;
Wo einst zum Kapitol im Pomp die Schar
Des Triumphators zog, hat der Barbar

Sein Ross getummelt, — o des Hohn's, des bittern! —
Niemand kann sagen mehr: „Hier ist, hier war!“
Sein Licht mag leuchtend durch dies Chaos zittern,
Wo Turm und Tempel rings in Doppelnacht verwittern.

Die Nacht der Zeit, der Dummheit Finsternis,
Mit Dunkel halten sie dies Rom umzogen;
Was man zu wissen meint, ist ungewiß;
Der Sterne Urgezetz am Himmelsbogen,
Man kennt die Bahn auf fernen Meereswogen
Durch Karten. — Hier nur fehlen sich're Kunden;
Von der Erinnerung selbst wird man betrogen;
Man jubelt erst: „Klar ist's, ich hab's gefunden!“
Und sieh, nur Täuschung hieß die Sinne uns umwunden.

O stolze Stadt! ihr Tage, ihr dreihundert,
Die ihr den glänzenden Triumphzug sah! —
Du Tag, da Brutus' Dolch, noch mehr bewundert
Als Cäsars Schwert, vollbrachte seine That!
O Cicero, Virgil und Livius — naht!
In euch, aus Wort, Lied, Bild nur schau ich trunken
Das Rom aufleben, das die Zeit zertrat. —
Ach, nimmer wird die dürftige Erde prunken
Im Lichtglanz mehr, wie einst, eh' du, o Rom, gesunken. —

*) Mit gütiger Erlaubnis der Zürcher Stadtbibliothek aus dem Nachlaß Leutholds mitgeteilt von L. P. B.